EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

Ja und Nein

AUTOBIOGRAPHISCHE FRAGMENTE

aus Anlaß des 80. Geburtstages des Autors

im Auftrag

der seinen Namen tragenden Gesellschaft

herausgegeben von

GEORG MÜLLER

1968

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

Interview in Münster

Ein Wissenschaftler, der als Gastdozent nach Deutschland kam, und zwar nach Münster, war der Philosoph Eugen Rosenstock-Huussy. Als wir mit ihm Verbindung aufnahmen und den Fragenkreis grob skizzierten, wies er darauf hin, daß der Akzent zweifellos weniger auf das Ereignis der Emigration fallen dürfe als auf dem der Immigration liege. Das war der Standort, von dem aus er auf unsere Fragen einging.

Frage: Herr Professor Rosenstock-Huussy, Sie sind Gast an der Universität Münster gewesen und haben während eines Semesters für deutsche Studenten gelesen. Ist das Ihr erster Besuch nach dem Kriege seit der Emigration?

Antwort: Nein. Ich bin 1933 ausgewandert, aber 1950 bin ich von meiner alten rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät in Göttingen eingeladen worden, deutsche Rechtsgeschichte, oder was ich wollte, zu lesen; bei der Wahl der Vorlesungen habe ich mich langsam auf das Gebiet hinübergeschlagen, das ich nun in Amerika betreue. Denn zu meiner Auswanderung hat auch gehört, daß ich ein anderes Fach ergriffen habe; mit meinem ursprünglichen konnten die Amerikaner nichts anfangen. Schrittweise – 1950, 52, 56, 57, 58 – habe ich dann das Gebiet, das ich mir in Amerika erobert habe, auch hier in Deutschland lehren können. Ich habe also einen langsamen Weg hinein in das amerikanische neue Wissensgebiet auch hier auf deutschem Boden zurückgelegt. Es war sehr schwierig. Sie haben mich ja schon als Emigranten bezeichnet. Es ist wohl das Allerschwerste, zu Hause in neuen Kleidern aufzutreten und das, was man sich hinzu erworben hat, so zur Geltung zu bringen, daß die Kenntnis, die die Leute von einem erwarten, überschattet wird von dem, was man dazugelernt hat.

Es ist ja wohl für alle Auswanderer in ihrer Beziehung

zur Alten Welt schwierig, daß die Alte Welt nur den Augenblick der Auswanderung festhält und sagt: wenn er zurückkommt, ist er noch derselbe. Das gilt für uns aber nur mit Einschränkung. Denn zum Wichtigsten, was ich in Amerika gelernt habe, gehört, daß vieles von dem deutschen oder europäischen Wissensgut für die Amerikaner nicht gut ist. Es ist ein großes Leiden, daß die Amerikaner in ihrer Demut, so muß man es nennen, in ihrer Bescheidenheit, in ihrer geistigen Anspruchslosigkeit, so können Sie es auch nennen, sich willig die Kulturgüter Europas von Fachleuten haben übermitteln lassen, die weiter in den europäischen Kategorien gedacht haben. Ich bin der erste Professor an meinem College gewesen, der den Beitrag der Amerikaner zur Philosophie in einer besonderen Vorlesung herausgestellt hat. Ich habe mich auch in meinen anderen Lehrfächern wohl gehütet, einfach weiterzureden, so wie ich es in Deutschland getan hatte. Ich habe mich bemüht, die ganz anderen Vorstellungen meiner Studenten drüben in der Neuen Welt meinen Lehren zugrunde zu legen. Die Welt, die dem amerikanischen Studenten, der zu mir kommt mit seinen etwa zwanzig Jahren, wirklich vertraut ist, ist die Welt des Sports. Da hat er alle seine Tugenden und seine Erfahrungen, seine Neigungen und sein Interesse, und ich habe also meine ganze Soziologie um die Erfahrungen, die ein Amerikaner im Sport und im Spiel macht, aufgebaut. Dabei habe ich bestätigt gefunden, was schon in meiner deutschen Soziologie stand, aber in Europa gar kein Interesse fand, daß in der Welt des Spiels die Völker ihre Jahrtausende alten Erfahrungen aufbewahren, so wie beim Pfänderspiel das Gerichtsverfahren der alten Deutschen heute noch spukt: Was soll der tun, dessen Pfand ich habe in meiner Hand? So ist ja der Krieg, der Eheschluß und alles andere in irgendeiner Form des Spiels enthalten. Es wird eben damit gespielt. In Europa könnte man eine Soziologie auf einer Soziologie der Kunst auf-

bauen, in Amerika auf einer des Sports. Die Erfahrungen des Europäers mit Bach, Wagner und Beethoven muß man sozusagen auf die sportlichen Erfahrungen transponieren. Sie können nicht bei den schönen Künsten an Erfahrungen anknüpfen, die ein junger Mensch mit den Italienern macht. Sie können aber den Menschen sehr wohl daran erinnern, daß er im Skilaufen lyrisch, im Fußball dramatisch, im Schwimmen episch zu leben lernt, so daß er plötzlich erkennt, daß diese Vorgänge, die er im Spiel unbewußt und gemeinschaftlich erlebt hat, schon seine erste Philosophie darstellen, kurzum, daß er sehr viel vom Leben weiß. Würde ich da irgendeine europäische Ästhetik, Soziologie oder Romantik eingemischt haben, so hätten meine Leute das Empfinden, daß ich einen europäischen Kopf auf ihr amerikanisches Herz pflanzen wolle. Davor habe ich mich ängstlich gehütet.

Frage: Wenn Sie das heute sagen, so sprechen Sie von Erfahrungen. Aber als Sie 1933 den Entschluß faßten, Deutschland und Europa zu verlassen, da wußten Sie ja nicht, was Sie erwartete. Darf ich Sie noch einmal an diese Zeit erinnern und vielleicht damit heraufbeschwören, was Sie veranlaßt hat, fortzugehen und wie Sie versucht haben, all das Neue, was auf Sie zukam, zu meistern?

Antwort: Das ist eine sehr ernste Frage, und meine Antwort mag etwas unbescheiden klingen, aber ich will bei der Wahrheit bleiben. Als der Krieg 1918 zu Ende ging, da habe ich nicht nur gesehen, daß der Krieg verloren war, sondern daß Europas Vorherrschaft in der Welt zu Ende sei und daß Deutschland seinen staatlichen und souveränen Machtanspruch verloren habe, daß es sich in der Zukunft nur unter Zubilligung der ganzen Welt behaupten werde. Ich habe Hitler heraufkommen sehen und habe schon 1919 gedruckt und ausgesprochen, daß wir versuchen müßten, ihn zu überleben. Daß wir also jenseits Hitlers erst die eigentlichen Resultate des Ersten Weltkrieges würden anerkennen müssen. Ich dachte 1919

freilich nicht, daß ich ein Recht hätte, aus dem besiegten Deutschland herauszugehen. Ich habe sozusagen die Totenwache gehalten und habe gedacht, da ich das Land sehr liebte und sein Soldat und sein Lehrer gewesen war, ich müßte, solange es irgend ging, aushalten und die Zukunft vorbereiten. Ich habe Arbeitsdienste ins Leben gerufen, ich habe Werkzeitungen gegründet, ich habe mich so sehr es ging meiner akademischen Vorrechte enthalten oder entkleidet und habe versucht, mit den Menschen zu leben, die ohne die romantischen, idealen und patriotischen Vorbilder in Zukunft würden leben müssen, habe versucht, sie lebensfähig und lebensstark zu machen. Man hat mir zu meinem siebzigsten Geburtstag kein schöneres Kompliment machen können, als daß mich Walter Hammer den »Erzvater des Kreisauer Kreises« genannt hat. Denn viele von den Männern des Kreisauer Kreises sind aus den Lagern hervorgegangen, die wir in den zwanziger Jahren in Deutschland abgehalten haben. Als nun aber nichts half, und als nun das von mir selbst Vorausgeahnte 1933 hereinbrach, habe ich nicht lange gezögert. Ich war der Überzeugung, daß nicht von mir verlangt werden könnte, über das Unmögliche hinaus noch weiter zu bleiben, und ich bin in die Neue Welt gegangen, nicht mit irgendwelchen Plänen oder Vorsätzen, sondern mit dem Gefühl allerer, die nach Amerika ausgezogen sind, um Amerikaner zu werden in dem Glauben, der in der Bibel dem Abraham zugeschrieben wird. Er hat auch nicht mehr gewußt, als daß er aus dem Land seiner Väter hinausgehen sollte. Er hatte keine Ahnung, was seiner harrte, und ich versichere Sie, wenn man in New York landet, dann weiß man auch nicht, was eigentlich werden soll. Man hofft nicht; aber man glaubt. Ich habe die Bereitschaft aus der Alten Welt mit hinübergenommen in die Neue, meine bisherigen Tätigkeiten aufzugeben. Ich habe zum Beispiel sofort, was ich gar nicht nötig hatte, den Vorsitz im Weltbund für Erwachsenen-Bildung in London niedergelegt.

Ich mußte das ja nicht. Es war ja eine internationale Körperschaft, und es war wahrscheinlich sehr töricht, damit die einzige Stellung in der weiten Welt, die ich hatte, aufzugeben. Ich war von vierhundert Delegierten der ganzen Welt von Australien bis Timbuktu 1929 zu diesem Amt ad personam gewählt worden. Immerhin, ich war Dozent in Deutschland, ich war ein angesehenener Mann, und es wäre also ein Vertrauensbruch gewesen, wenn ich jetzt als armer Auswanderer dieses Amt weitergeführt hätte. An der Niederlegung dieses Amtes sehen Sie also, wie radikal ich den Schnitt gegen meine bisherige Welt gemacht habe. Wenn Sie aber daraus vielleicht eine Lehre für den Auswanderer nach Amerika überhaupt ziehen möchten, so will ich auch da Ihnen zu helfen trachten. Sehen Sie, ich war schon mit 45 Jahren ein gemachter Mann, ein geprägtes Profil. Ich stand nicht nur im Kürschner, sondern auch im Konversationslexikon, und es war mir völlig klar, daß Amerika solche vollentwickelte Charaktere eigentlich nicht als Einwanderer aufnehmen könnte. Amerika mußte eben auch von mir die Chance erhalten, daß ich neu anfangen, erst sehen wollte, wozu ich mit meinen besonderen Gaben drüben vielleicht fähig sei. Ich war also bereit, Farmer oder Kaufmann zu werden oder Professor zu bleiben oder ein Professor für etwas anderes zu werden. Ich ließ alles dahingestellt. So habe ich mich also die ersten Jahre, etwa sieben, bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges drüben von den Wellen tragen lassen, bin ziemlich viel herumgeboxt worden und habe dann schließlich das Gefühl gehabt, nicht oben im Oberstock der akademischen Welt hängenzubleiben, sondern wirklich Boden unter die Füße zu kriegen. Ich lebe jetzt auf dem Lande. Das ist kein Zufall, sondern ein großer Segen, denn das hat mir all die Ausdauer und die Geduld gegeben, ohne meine europäische amtliche Stellung zu-frieden zu sein.

Frage: Hat Ihnen jemand in den ersten Jahren helfen

können? Ich meine, Sie mußten doch leben? Sie kamen in New York an und sagten selbst: Wenn man in dieser Stadt steht, kommt auf jeden Einzelnen die Frage zu: was nun?

Antwort: Das einzige, was ich von Amerika wußte, ist, daß New York nicht zu Amerika gehört. Deshalb habe ich damals den Stoßseufzer ausgestoßen, ich wollte gern nach Amerika, aber nicht nach New York. So bin ich noch am Abend meiner Ankunft wenigstens nach Boston gefahren. Von Boston bin ich dann nach New Hampshire und von New Hampshire nach Vermont gezogen, also immer tiefer in das von Europa nicht bestimmte Erleben der kleinen Gemeinden. Ich habe gelernt, daß sich in Amerika die Kraft, die eigentliche politische Überlieferung, in den kleinen Kreisen bildet und erhält und nicht in den Großstädten, die dem Fremden so ins Auge fallen. Wenn ich zu sagen hätte, würde ich allen meinen Freunden, die nach Amerika kommen, empfehlen, zuerst in ein Dorf nach Pennsylvanien oder nach Neu-England zu gehen, bevor sie sich irgendeine Großstadt ansehen. Denn es haben zwar die Amerikaner aus den Dörfern und Städten diese Großstädte gebaut, aber die Großstädte sind deshalb noch nicht Amerika, auch heute noch nicht.

Nun, das führt zu weit. Ich habe allerdings unendlich große Hilfsbereitschaft gefunden, zum Beispiel durch die Vorlesung, zu der ich in *Harvard* aufgefordert wurde, übrigens ohne Bezahlung. Ich mußte alles mit meinen eigenen Mitteln wie ein Privatdozent bestreiten. Ich habe durch diese Vorlesungen Freunde unter solchen gefunden, die sehr überrascht waren, daß sie sich mit einem Mann aus Deutschland überhaupt einlassen sollten. Da war ein großer Franzosen-Freund, der sagte mir 1933: »Sie sind der erste Deutsche, den ich mir seit dem Ersten Weltkrieg anhöre.« Niemand anders als dieser Mann hat unsere Zukunft in Amerika aufgebaut und hat uns in einer Weise geholfen, wie eben nur Amerikaner helfen. Noch nach

Ausbruch des Krieges für Amerika in Pearl Harbour schickte er plötzlich den letzten Dishwasher, die letzte Spülmaschine, die er in Boston noch kaufen konnte, aufs Land mit dem kurzen Bemerkten: »Im Kriege wird es für euch schwierig sein, in eurer Einsamkeit zu überleben. Hilfe werdet ihr nicht finden. Da ist wenigstens die Maschine, die wird Ihnen und Ihrer Frau das Leben erleichtern.« Das war also derselbe Mann, der vor 1933 mit keinem Deutschen gesprochen hatte. Solche Geschichten müßte man mehr erzählen, aber man muß wohl hinzufügen, daß dieser große Willkommen-Klub, der Amerika ist, 1933 noch in Ordnung war, heute aber nicht mehr in der gleichen Weise reagiert, nach den Enttäuschungen, die er durch zwei Weltkriege an Europa erlebt hat. Europa synchronisiert die Daten Amerikas, seine Seelengeschichte, zu naiv mit der europäischen Geschichte. Als ich 1933 in Amerika landete, war ein so gebildeter und gelehrter Europäer wie unsereiner genau noch so ein Ausstellungsobjekt wie etwa im Jahre 1890. Selbst der Erste Weltkrieg hatte an der Bereitschaft der Amerikaner, sich von den Europäern belehren zu lassen, nichts geändert. Das ist jetzt etwas anders.

Frage: Sie sagten eben, daß Sie gebeten worden waren, an der *Harvard-Universität* zu lehren, und zwar ohne Bezahlung. Was erwartete man von Ihnen? Warum gab man Ihnen die Chance und wovon haben Sie gelebt?

Antwort: Das ist auch eine lustige Geschichte. Ich habe mich in Europa durch Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten bekanntgemacht. Die waren wie ein Lauffeuer von dem schlesischen Urmodell, das wir errichtet hatten, durch Mitteleuropa weitergegangen, und ein amerikanischer Professor an der *Harvard-Universität* hatte durch meinen liebsten Schüler, der diese Arbeitslager mitgegründet hatte und der nun in Harvard studierte, Wind bekommen. Das war etwas Neues und Originelles, und er setzte einen seiner Schüler an, darüber eine kleine

Broschüre als Vorbild auch für Amerika zu schreiben. Der Schüler kam, und es kam auch der Professor. Ich lud diesen Professor dann auch ein, an der Universität Breslau einen Vortrag zu halten, und wir haben uns befreundet. Da er nun bei mir zu Hause gewesen war und gesehen hatte, was ich tat und lehrte, und ich ihm Gastfreundschaft erwiesen hatte, so konnte ich ihm am 1. Februar 1933 schreiben: Mein Lieber, Deutschland hat vierhundert Jahre Hochschule und Staat ausgespien. Ich will weg, kannst Du mir helfen? Da schrieb er zurück: Eine Einladung kann ich Dir verschaffen, aber es ist zu spät, um irgendwelche Geldmittel flüssig zu machen. Da bin ich nach Berlin ins Kultusministerium gefahren, und auch das ist vielleicht historisch denkwürdig: Ich fand, daß sich die neuen Machthaber sehr unsicher fühlten. Sie hatten noch nicht die Sicherheit, die sie in späteren Jahren ausgezeichnet zu haben scheint. Ich weiß das ja nicht. Aber im Februar 1933 saßen sie sehr unsicher auf ihren Stühlen. Ich trat vor sie und sagte: »Sie können mich vernichten oder Sie können mir helfen, drüben ein neues Leben anzufangen. Wie wollen Sie entscheiden?« Worauf der Referent sagte: »Wir wollen Ihnen lieber helfen, eine neue Existenz aufzubauen. Ich werde Ihnen wenigstens einen kleinen Teil Ihres Gehaltes nach Amerika überweisen.« Das hat er auch ein Jahr lang brav getan. Es war wenig, es waren 150 Dollar. Jeder, der in Amerika gewesen ist, weiß, daß man davon nicht gut leben kann, aber es war möglich. Ich bin bis 1941, bis Pearl Harbour, jedes Jahr beurlaubt worden. Ich bin also gar nicht in dem Sinne emigriert wie die Armen, die man mit einem Tritt plötzlich vor das Nichts gestellt hat, sondern ich habe diese ganzen acht oder neun Jahre das wohltuende Gefühl behalten, daß ich einen Entschluß gefaßt, mich freiwillig zu dieser Caesur entschlossen hatte. Ich glaube, das hat mir seelisch sehr gut getan. Ich bin auch, und das wird Sie interessieren, weil es eine Regel ist, aber als solche nicht bekannt,

1935 noch einmal nach Europa zurückgekehrt. Ich habe auch meinen Sohn 1937 noch einmal nach Europa zurückfahren lassen. Wir sind dann beide mit großer Begeisterung in die neue Heimat zurückgekehrt. Dieser erste Besuch zu Hause, in Europa als der alten Heimat, und diese nochmalige Bestätigung, daß man nun doch in Amerika seine Zelte aufschlagen muß, hat vielen Auswanderern gefehlt. Sie sind im letzten Moment 1938 nach der Kristallnacht oder sogar erst 1939 in Amerika gelandet, mußten sich dort schon in dem kriegszerfetzten Land anklammern, sind nicht recht heimisch geworden, haben die glühende Sehnsucht nach Europa im Herzen getragen und sind dann 1946, 1947, 1948 in großer Eile in das zerrümmerte Europa zurückgekehrt. Diese Rückkehr war dann zumeist eine sehr schmerzvolle Erfahrung nach beiden Seiten. Entweder sie blieben in Europa und klammerten die amerikanische Erfahrung so radikal wie möglich aus, oder sie bleiben enttäuscht. Das ist mir erspart geblieben. Bei dem Besuch 1935 in Europa bin ich nach Deutschland gefahren, habe viele deutsche Freunde getroffen, habe das abgegolten. Ich möchte sagen, ich habe ein Gesetz der Auswanderung erkannt: man wandert das erstemal mit dem Willen, mit dem Kopf, mit dem Gedanken aus und muß dann seinen fühlenden, irrationalen Menschen über die Hürde nachwerfen. Wie gesagt, alles das ist sehr gnädig abgelaufen, ist eben wohl deswegen gnädig abgelaufen, weil ich mich 1933 nicht beschwert habe, daß ich fort mußte. Weil ich dieses Unglück so weit her hatte kommen sehen, sagte ich mir: da ist es.

Frage: Ist es Ihnen gelungen, nach den Gastvorlesungen an der *Harvard-Universität* einen Lehrstuhl zu bekommen?

Antwort: Es ist sehr merkwürdig, daß Sie die Einzelheiten wissen wollen. Da die *Harvard-Universität* ein sehr gelehrtes Haus war, ergab es sich sehr schnell, daß ich Vorlesungen über die europäischen Revolutionen hielt

mit großem Erfolg und mit großem Zulauf. Es haben sich die allerbesten Männer in *Harvard*, vor allen Dingen der damalige Präsident Conant, der später in Bonn bekanntgewordene Botschafter der Amerikaner, außerordentlich bemüht, mich zu halten. Sie haben mir erst die *Kuno-Francke-Professur für German Art and Culture* gegeben. Das war damals eine jährliche Wanderprofessur, die immer ein anderer bekommen sollte. So habe ich seltsamerweise Deutschland damals in Amerika vertreten, denn das war ja mein Amt als Professor für *German Art and Culture*. Ich wurde später in die Historische und Philosophische Fakultät versetzt und habe da, glaube ich, allem Genüge getan, was man verlangen kann von einem, dessen Muttersprache nicht Englisch ist. Ich hatte aber keine Schwierigkeiten, ich habe von Jugend an englisch gesprochen. Aber dann tauchte derselbe Konflikt, den ich in Europa an der agnostischen und modernen Hochschule durchzufechten gehabt habe, auch in *Harvard* auf. Auch darüber konnte ich mich ja gar nicht beschweren. In *Harvard* war man eben streng positivistisch eingestellt, und daß ich von der Bestimmung des Menschengeschlechts und von der Heilsgeschichte und dem Herrgott in meinen Vorlesungen ganz freimütig gesprochen habe, hat mir ebenso geschadet, wie daß ich damals nicht in die kommunistische Kerbe schlug; denn Amerikas Intelligenz war im Jahre 1933 absolut nur an Rußland interessiert, und es ist schwer, sich heute vorzustellen, in welchem Umfange die intellektuelle Jugend Amerikas einen Menschen, der sich nicht zum Kommunismus bekannte, für unmodern hielt. Ich verrate kein Geheimnis. Ich habe das oft erzählt und auch gedruckt, daß sogar der große alte englische Philosoph Alfred Whitehead, der mir helfen wollte, mir in seinem Hause ein Privatissimum las, in dem er sagte: »Mein lieber Freund, wir alle wollen Ihnen helfen, aber wieviel leichter würde es sein, wenn Sie Kommunist wären. Dann würden all diese Atheisten helfen, die Ihnen

jetzt gram sind, weil sie die Religion bemühen. Das Christentum ist doch veraltet. Ich kann nicht mehr Kommunist werden«, sagte er – er war damals siebzig Jahre alt –, »aber Sie können es noch.« Nun, Sie können sich denken, daß ich nicht so einfach meine Überzeugung drangegeben habe. Er hat das eingesehen, aber es ist zum Bruch gekommen. Es hat sich nämlich eine Gruppe von energischen jüngeren Männern zu Präsident Conant begeben, und sie haben ihm gesagt, er würde das Gesicht von *Harvard* entstellen, wenn ein gläubiger Mann Geschichte, Soziologie, Recht, Sprache und was nicht noch alles vorträge. Da wurde ich sehr netterweise, weil man mir ja nicht übel wollte, sondern mich eben nur für einen unmöglichen Denker hielt, in die Theologische Fakultät abgeschoben, in die sogenannte *Divinity-School*. Aber das war ein Begräbnis erster Klasse. Ich wollte ja nicht Theologe sein, war es auch nicht und bin es nicht, und man hat mir dann in *Harvard* geholfen, wie man Leuten hilft, die für *Harvard* nicht geeignet erscheinen: man hat mich an dieses *Dartmouth-College* nach Neu-England verwiesen. Da war man ganz froh, einen Mann zu haben, der neue Vorlesungen anbot, hat mir freie Hand gelassen, und ich habe dann mein Wunschbild erfüllen können, für Amerikaner von amerikanischen Dingen her zu sprechen. Ich habe amerikanische Philosophie vorgetragen, ich habe von Sport und Familie, Auswanderung und Siedlung und Pionierleistung her gelehrt, ich habe ein *William-James-Camp* aufgebaut, ein Lager im Sinne von William James, des größten amerikanischen Denkers. Er hatte 1910 schon gefühlt, daß die Zeit der großen Kriege zu Ende gehen müsse, wenn sich die Menschheit nicht zerstören wolle, und hatte verlangt, daß das Kriegerische, das Heldenhafte im Leben eines jeden jungen Mannes zu seinem Recht kommen müsse ohne Blutvergießen und ohne Morden. Da ich nun ähnliche Dinge in Europa schon angestrebt hatte, so ist es mir nicht schwer gefallen, junge Männer dafür zu

begeistern, einen Arbeitsdienst in solchem Sinne auch in Amerika aufzubauen. Damit war ich auf das Land verwiesen, denn wir haben unsere Arbeiten dem Wiederaufbau des verfallenen Staates Vermont zugewendet, und da bin ich auch geblieben. Dadurch habe ich Fuß in der Erde des Landes gefaßt. In der kleinen Gemeinde, in der ich jetzt lebe, bin ich so langsam akzeptiert worden. Aber es ist ein weiter Weg gewesen. Ich glaube, jetzt so nach 23 Jahren bin ich einer der Senioren im Dorf. Wir haben einen ziemlichen Wechsel und Umtrieb. Ich gehöre, ohne zu übertreiben, jetzt mehr zu den älteren Einwohnern, statt zu den zugelaufenen. Nun, selber kann man das nicht entscheiden. Ich habe mir jedenfalls meinen Friedhofsplatz an der ältesten Siedlungsstelle auf dem ältesten Friedhof des Dorfes besorgt.

Frage: Wenn Sie sich heute in Ihrem Dorf zu Hause fühlen, ist das in jahrelangem Kampf gelungen. Wenn Sie von dem, was Sie einmal waren, mit Ihrem Verstand Abschied nehmen mußten und heute mit dem, was Sie sind und haben, zufrieden sind und die geistige Welt gebaut haben, die Sie Ihr eigen nennen, so sind doch dabei wohl tausend Gedanken umgeordnet worden. Sie haben von Amerika aus eine andere Sicht auf Europa bekommen und das, was Sie Europa nennen, in Amerika vielleicht anders konserviert und anders gelebt. Und deshalb meine ich, müßten wir doch auch von den Schwierigkeiten sprechen.

Antwort: Ja, soweit das möglich ist und soweit sich überhaupt ein Europäer von der Stellung eines Lehrers in Amerika eine Vorstellung machen kann, will ich es versuchen. Das Lehramt in Amerika ist ein weibliches Amt. Die ganze Lehre hat daher bis nach oben einen ganz anderen Anstrich als in Deutschland oder gar in Frankreich. Es fehlt das aggressive, das männliche, das vorwärtstreibende, das erneuernde, das revolutionäre Element in der gesamten Lehrweise der Vereinigten Staaten.

Die Lehre ist eine Zutat beruhigender Art, damit die Jugend umzugehen lerne mit den schönen und angenehmen und auch wahren Dingen des Lebens der großen Vergangenheit. Aber es ist ein Nach-denken, kein Voraus-denken. Sie können von den Europäern sagen, daß sie auf engem Raum hart gepreßt, von Kriegen bedroht, von Nachbarn beneidet, die Zukunft in Gedanken gesucht haben. Das Prometheische, das Vorausdenken, hat die europäische Wissenschaft zu immer neuen Taten getrieben, und wenn man heute von amerikanischer Wissenschaft spricht, so gibt es sie ja noch gar nicht. Es sind Europäer, die in Amerika diese Wissenschaft vorwärtstreiben, und wir wissen noch nicht, ob sich auf mehrere Generationen hin eine Tradition echter Forschung, allein aus Amerikanern, bilden läßt. Ich habe meine Zweifel, wegen des zu vielen Geldes, das dafür zur Verfügung steht. Geld korrumpiert. Wenn ich große Stiftungen für meine Forschungen um Geld angehen muß, dann muß ich etwas für mich selber bereits Veraltetes vorbringen. Ich kenne keinen Forscher, der in den ersten Augenblicken seiner neuen Inspiration die Sympathie, die Billigung der bestehenden Ordnung hätte finden können. Ob das nun Galilei, Kopernikus oder ich selber oder Fichte ist. Es ist ja immer dasselbe: der neue Gedanke muß sich gegen die *vested interests*, wie man drüben in Amerika sagt, gegen die Mächte des Bestehenden, gegen die Vorstellung von vergeudetem Geld, gegen das Geld überhaupt, kurz, gegen Mächte aller Art im Kampf durchsetzen. Wie gesagt, wenn man zweihundert Millionen Dollar jährlich für Forschungen zur Verfügung stellt, besteht die große Gefahr, daß die törichte, die verlangsamende, die vorurteilsvolle Forschung, die in den bisherigen Bahnen weiterläuft, ungerecht privilegiert wird gegenüber der Forschung, die kühn ganz neue Wege geht. Vielleicht finden die Amerikaner in ihrer genialen Unbekümmertheit Wege, wagemutig auch das Neue zu unterstützen. Wollen Sie ein Beispiel hören? Im ersten

Jahr der *Ford Foundation* hat der geniale Paul Hoffmann, der damals präsierte, den Mut gehabt zu sagen: Ich unterstütze nur Projekte, die schon laufen. Er wollte die kühnen, die wenigen kühnen Geister –, die unter Gefahr, unter Entbehrung, unter Schuldenmachen eigene Gedanken vorantragen konnten, wollten –, unterstützen. Der ganze Apparat seiner Stiftung widersetzte sich aber einem solchen »auf-die-Suche-gehen« nach ungekannten Talenten. Und dann haben sie eben ihr eigenes Programm gemacht, haben ihre eigene, wie man das in Amerika so gerne nennt, Philosophie entwickelt. Ich habe schreckliche Proben davon gesehen, wie junge Leute sich die Frage vorgelegt haben: was muß ich beantragen, damit ich Geld bekomme? Ein Mensch, der das einmal in seinem Leben tut, hat aufgehört, für die Wissenschaft von irgendwelcher Bedeutung zu sein. Der ist korrupt. Es ist das die große Gefahr für die Zukunft der Wissenschaft, die mich in Amerika bedrängt und bedrückt. Es liegt nicht am bösen Willen von irgendjemand, sondern im Gegenteil: an zu viel gutem Willen, an dem Glauben, man könne durch Geldmittel Geist wecken. Man kann das bekanntlich nicht. Von allen diesen Dingen aber bin ich persönlich nicht betroffen worden. Ich erzähle nur von der Schwierigkeit in Amerika, die geistigen Wege, die die Europäer drüben fortzusetzen versuchen, wirklich innezuhalten, weiterzugehen. Jede Generation in Amerika ist entweder durch den Besuch in Europa oder durch Herüberholen von Europäern geistig lebendig gehalten worden. Es ist noch nicht heraus, wie es weitergehen soll, wenn jetzt die europäische Intelligenz-Einwanderung abgeschlossen wird, wenn sich die Amerikaner in einer völlig verständlichen Reaktion sagen: Wir haben zuviel von diesen europäischen Intellektuellen importiert. Wir können die armen Iren verkraften, wir können die Polen verkraften, wir können sogar die Chinesen und die Japaner in Kalifornien bis zu einem gewissen Grade verkraften, aber europäische Ge-

lehrte und Künstler können wir nur in einem ganz bescheidenen Umfange aufnehmen. Wir haben von 1933 bis heute, das möchte ich doch bemerken, ich rechne mich da durchaus ein, den Amerikanern etwas zugemutet, worauf sie nicht gefaßt waren. Daß wir nämlich mit unseren Urteilen, mit unseren Theorien, mit unseren Lehren, mit unserem Geschmack auch sie eines Besseren belehren wollten über das hinaus, was ihnen ihr eigenes Land an geistigem Leben zugestand. Ich halte mich für ein Mitglied der letzten Einwanderer-Generation Amerikas, die mit unbeschriebenen Blättern begann und nun leider – wie gesagt: das richtet sich durchaus auch gegen mich selbst – zu sehr aus beschriebenen Blättern besteht. Amerika ist heute in der kritischen Lage, daß es die selbstverständliche, naive, geistige Zufuhr aus Europa abdrosseln möchte, ohne jedoch bereits die Organe für eine ständige Reproduktion des geistigen Lebens, eine ständige Erneuerung, eine freie Forschung, eine aggressive männliche, vorwärtsschreitende, revolutionierende Erziehung der Jugend entwickelt zu haben. Die Jugenderziehung dort ist wohl-tätig, gefällig, angenehm. Aber sie ist nur eine Erziehung zum Nachdenken, nicht zum Vorausdenken.

Frage: Haben Sie eigentlich einen Kontakt mit anderen Emigranten gehabt?

Antwort: Je erfolgreicher der Einwanderer, desto mehr muß er zunächst versuchen aufzuhören, Europäer zu sein. Sie werden alle meine Schicksalsgenossen fragen können. Der Erfolg der Einwanderung hängt geradezu von dem Glück ab, ob es einem gelang, nicht mit allen anderen identifiziert zu werden, sondern – was in Amerika gar nicht einfach ist – mehr zu werden als bloß einer von vielen. Wie soll man sein eigenes Schicksal meistern, wie soll man Person werden, wie soll man selber erfahren, was man in diesem Lande Besonderes leisten kann, wenn man zu der großen Gruppe von Professoren gehört, die da im allgemeinen verdaut werden muß? Dies ist wohl das

Großartigste bei der Auswanderung, daß sie durch verschiedene Schlangenhäute hindurch schließlich zu der endgültigen Häutung führt. In meinem Alter kann man nicht mehr Amerikaner werden, nicht in dem Sinne wie ein geborener Amerikaner. Darüber habe ich gar keine Illusionen. Das ist auch nie mein Ehrgeiz gewesen. Aber ich habe doch soviel Mut aufgebracht, mich einem mehrmaligen Häutungsprozeß wirklich auszusetzen. Um die Komik nicht ganz beiseite zu lassen: Ich, der vor dem Nationalsozialismus ausgewandert war, wurde bei Kriegsausbruch 1941 in meinem Dorf selbstverständlich für einen Agenten Hitlers gehalten, denn diese guten Neu-Engländer hatten ja keinen anderen Deutschen, an dem sie sich hätten wetzen können. Der Pfarrer meiner Kirchengemeinde war selbst in der dritten Generation deutscher Herkunft; er ließ mir ganz naiv sagen, ich würde doch wohl begreifen, daß er während des Krieges nicht mit mir sprechen werde. Andere ließen mir freundlich sagen, ich solle mich für die nächsten drei Jahre auf der Mainstreet des Dorfes lieber nicht sehen lassen. Wieder andere Freunde kamen in meinem Hause zusammen und berieten, wie sie mich rauspauken könnten. Sie haben dann eine sehr schöne Ehrenerklärung über mich in der Zeitung veröffentlicht. Sie gruben nach alten Dokumenten aus meiner *Harvard-Zeit* und fanden dabei eine Protesterklärung der Breslauer Studentenschaft – natürlich rein nazistischer Couleur –, in der dagegen protestiert wurde, daß ich in Harvard als *Kuno-Francke-Professor* die *German Culture* verträte. Nun, das genügte meinen Nachbarn als Beweis, daß ich ein anständiger Mensch sei, und mit Hilfe dieser Ehrenerklärung blieb ich in dem College ungestört. Die zweite Stufe sah etwas anders aus. In den Jahren 1947, 1948, 1949 begann ja die große antikommunistische *Mac-Carthy-Betriebsamkeit*. Bevor diese sozusagen offiziell anfang, wurde mein Sohn, der als Arzt im Staatsdienst stand, von einem Kollegen, der ihm seine

Karriere neidete, angegriffen, er stehe unter dem bestimmenden Einfluß eines führenden Kommunisten. Dieser Kommunist sei ich. Wir mußten nach Washington, es gab einen großen Prozeß, und ich mußte mich als Nichtkommunist erweisen. Es ist ein bißchen komisch, wenn man einmal als nationalsozialistischer Spitzel und ein anderesmal als Kommunist bekämpft wird. Um die Komödie oder das Satansspiel voll zu machen: Im Jahre 1934 kam ein sehr berühmter Auswanderer, ich will den Namen nicht nennen, er ist sehr berühmt, nach *Harvard* zugereist und sagte: Eugen, Du mußt mir in die Hand zusichern, daß Du kein Nazispitzel bist. Nun, ich habe nur gelacht. Wir sind bis heute gute Freunde geblieben, und er hat das wohl längst vergessen. Aber solche, sich gegenseitig eigentlich ausschließende Situationen kommen im Laufe von 25 Jahren sehr wohl zustande, und ich war ja schon Kummer von Europa her gewöhnt. Infolgedessen habe ich in Amerika diese Vorgänge nicht tragisch genommen. Freilich, als ich als Kommunistenführer verdächtigt wurde, war ich wirklich ratlos. Es ist nämlich gar nicht so einfach zu beweisen, daß man nicht Kommunist ist, da ja Kommunisten lügen, da ja Kommunisten sich verstellen und da also schließlich sogar meine christlichen religiösen Schriften, die ich verbrochen habe, als Camouflage ausgelegt werden konnten. Solche Situationen lösen sich in Amerika durch den Mut von Einzelnen auf. Ganz einfache Leute kommen plötzlich vorgespungen und unterstützen einen. Zeugen, die ich nach Washington beibringen konnte, haben mir das große Glücksgefühl gegeben, daß sich in dem amerikanischen Lande immer neue Freundschaften, Gruppen bilden und bewähren, mit denen man gar nicht hat rechnen können. Und was sich da, im Jahre 1948 ist es, glaube ich, gewesen, ich weiß das Jahr nicht sicher, abgespielt hat, endete dann in einem Triumph der Freundschaft und der Hilfsbereitschaft guter Nachbarn.

Frage: Darf ich noch einmal auf das Jahr 1950 zurückkommen, Herr Professor Rosenstock-Huessy, als Sie die erste Einladung, nach Deutschland zu kommen, in den Händen hielten? Was fanden Sie in Deutschland vor, und wie haben Sie dieses Deutschland bei sich eingeordnet?

Antwort: Ich habe auch da großes Glück gehabt. Ich bin, wenn ich jetzt vom Jahre 1958 her zurückblicke, unter den Rückkehrern vielleicht der langsamste gewesen. Ich bin einer der ersten gewesen, die fortgingen und einer der letzten, die zurückkamen. Ich bin 1950 nur mit geteiltem Herzen zurückgekehrt, weil ich wußte, daß ich auf ein altes Klischee zurückgeholt wurde, auf ein Amt, das ich längst innerlich abgestreift hatte, eben das des deutschen Rechtshistorikers. Ich nahm an, weil ich meinem Freunde Hans Thieme, der mich einlud, sehr dankbar war. Er wußte von meinen Kämpfen in Breslau, weil er als junger Gelehrter in Breslau gewirkt hatte, und ich wußte, daß er mich meinte, als er mich einlud. Aber die Universität im ganzen habe ich erst im Laufe des Semesters davon überzeugen müssen, daß ich nun nicht einfach ein bedingungsloser Rückkehrer sei, sondern daß ich ein Leben mit neuen Inhalten geführt hatte. Dabei hatte es zum Glück nicht sein Bewenden. Ich hatte Freunde außerhalb der Universität in Deutschland, die mein Werk aus den zwanziger Jahren fortgeführt hatten. Es ist vor allen Dingen mein Freund Georg Müller in Bethel gewesen, der mir dieses Bethel bei Bielefeld erschlossen hat. Von Bethel hat Bodelschwingh gesagt, es stehe fester als der preußische Staat. So bin ich 1950 in ein Deutschland zurückgekehrt, das durch Bethel repräsentiert wird und das die Kraft hat, selbst den Untergang des preußischen Staates zu überleben. Ich möchte sagen, daß mich in diesen acht Jahren die Begegnung mit den Kreisen, die imstande sind, die politischen Wirren aus einer höheren Kraft heraus zu überleben, ausgezeichnet und beglückt hat. Es hat ja schließlich auch zum Ehrendoktor geführt, denn es war

der Ehrendoktor der Theologie. Das hängt mit der Hinwendung zu den Kräften zusammen, die, in Europa wie in Amerika, ganz unabhängig vom Nationalcharakter, die Menschen stärken. Ich bin also wirklich bevorzugt, denn ich kann mir selber gar kein Verdienst an dieser Freundschaft beimessen, die ich in Europa gefunden habe. 1952 wurde ich von den bayerischen Volksbildnern angefordert. Sie waren so freundlich, sich meiner Taten zwischen 1918 und 1933 auf dem Gebiete der Volksbildung zu erinnern, und wünschten, daß ich einen neuen Stab von Volksbildnern ausbilden sollte. Das habe ich auch getan. Es sind etwa vierhundert Männer und Frauen durch diese Schulungswochen, in denen wir zusammen als kleine Lebensgemeinschaften gelebt haben, hindurchgegangen. Ich möchte das nicht missen. Besonders die Wochen in dem Giftgasgranatenlager Traunreudt, das heute von Siemens in einen Fabrikort umgewandelt worden ist, gehören zu den schönsten Erfahrungen meines Lebens. Es war auch ein reines, starkes Erlebnis, anders als Bethel, aber doch ganz frei von irgendwelchen Schmerzen oder Erinnerungen, weil sich eben aus der Flüchtlings-Situation zahlloser Sudetendeutscher, Ostdeutscher die unverwüstliche Kraft, das Menschliche, um uns niederschlug. Ich werde nie den Gottesdienst des siebenbürgischen Pfarrers vergessen, an dem unsere ganze Gruppe teilnahm. Da war eine Situation, die dem amerikanischen Einwanderer-Erlebnis gleicht – und die empfinde ich jetzt in Deutschland ganz stark. Man soll in Deutschland nicht immer in abschätzigen Sinne von Amerikanisierung reden. Die sehe ich auch; die deutschen Studenten sind jetzt nicht viel geistvoller als die amerikanischen Studenten. Aber die Einwanderer sind in Westdeutschland in einer Weise bewältigt worden, die meinen größten Respekt hat und die nichts zu wünschen übrig läßt im Vergleich zu der Aufnahme von Einwanderern in Amerika. Ich fürchte nur, daß man das zu sehr dem nationalen Sektor gutschreibt,

als ob nur Deutsche den Deutschen geholfen hätten. Es ist aber das Recht des Flüchtlings und des Einwanderers, aufgenommen zu werden, ob er genehm ist oder nicht. Das nie aufzuhebende Recht des Flüchtlings hat Amerika geschaffen und hat immer wieder die einheimischen Kreise zum – ja, das Wort ist nicht schön – Herablassen, das heißt zum Niederlassen der Schranken und zum Sichtselbst-nicht-besser-dünken gezwungen. Ich finde doch, daß diese Seite des deutschen Wunders seit 1945 etwas viel Größeres ist als das Wirtschaftswunder. Das Wirtschaftswunder werde ich nur als Mittel zum Zweck, eben um diese Einbürgerung von vierzehn Millionen Einwanderern aus dem Osten zu bewältigen. Ich würde mit meinen deutschen Freunden und überhaupt mit der Öffentlichkeit viel besser zurechtkommen, und die Deutschen würden die Amerikaner, glaube ich, auch ein bißchen lieber mögen, wenn sie nicht auf ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit pochten, sondern wenn sie sagten: wir verstehen jetzt die Amerikaner. Wir haben eine entsprechende Leistung hinter uns gebracht. Uff, es war furchtbar. Viele von diesen Leuten machen uns schließlich Konkurrenz, sie treten uns auf die Hühneraugen. Aber wir haben unsere Pflicht getan. Wir hoffen wenigstens, daß wir unsere Pflicht getan haben, und – das hat mir ein Bauer damals in Traunreudt gesagt: »Welch ein Segen für das bayerische Land, daß diese Leute hereingekommen sind.«

Frage: Sie haben 1950 Deutschland wiedergesehen. Sie haben sich Ihre Gedanken gemacht. Sie haben auch da wieder Ihre Auseinandersetzungen durchstehen müssen. Sie sagten ganz am Anfang unseres Gesprächs, daß Sie jetzt in Ihrem Dorf zu Hause sind. Haben Sie niemals den Wunsch gehabt, wieder nach Deutschland zurückzukehren?

Antwort: So dürfen Sie nicht fragen. Das würde das Schicksal dieser intellektuellen Schicht, die ausgewandert ist, obwohl sie eigentlich gar nicht auswandern konnte,

und die eingewandert ist, obwohl Amerika sich diese Art der Einwanderung gar nicht wünschte, nicht treffen. Wir sind die Generation, die zum erstenmal Europa und Amerika zusammenzwingt, dauernd zusammenzwingen muß. Welche Formen das annimmt, wissen die Götter. Wie die amerikanischen freien Räume und die dicht verstopften Kanäle Europas zueinanderfinden, so daß das übersetzte Geistesleben Europas diese breiten Strecken Amerikas befruchten und bewässern kann, kann nur jeder Einzelne ganz bescheiden und ohne zu ahnen, wie weit er damit kommt, in seinem Leben darstellen. Deswegen darf ich den eroberten Platz in Amerika nicht preisgeben. Wie weit ich den Saum hinüber und herüber steppen kann, weiß ich nicht. Aber würde ich diese fünfundzwanzig Jahre jetzt einfach hinter mich tun, so würde ich den Dienst nicht leisten, von dem ich weiß, daß ich zu ihm berufen bin.

1958